

Die Neue Welt

Nr. 28

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1899

Jakob.

Roman von Alexander L. Kielland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

(Fortsetzung.)

IX.

Törres hatte sicher auf Sonnenschein für seinen großen Tag gerechnet. Darum wurde er gleich etwas verstimmt, als er früh Morgens durch den halbdunklen Laden tappte, um die Kolläden aufzuziehen: es war rauhfalles Herbstwetter mit schweren Wolken und Südwind.

Er begann in den Schaufenstern zu arbeiten; aber Alles sah anders aus als gestern Abend in dem matten Gaslicht. Und das kalte grüne Licht, welches die Frische aus allen Farben sog, nahm ihm auf einmal allen Muth.

Er stuzte und wurde von einem großen Zweifel an sich selbst ergriffen. Er sah sich um, ob es gut wäre, ob es nicht ganz wahrhaftig wäre.

Aber da hörte er ihren leichten Fuß auf der Treppe. Er lief hinaus, ihr entgegen in den dunklen Alkoven; sie hielten einander umfaßt, und alle Unruhe war in demselben Augenblicke von Törres weggeschwunden.

Aber im Laden, wo es hell war, genirte sich Fräulein Thorsten; sie erröthete und stammelte, als Törres ganz ernst sagte: „Wollen Sie mir helfen, Fräulein?“

Es war die reine Komödie; sie waren so strahlend glücklich, und Keiner der Andern wußte von etwas.

Da kam ein Bote von Herrn Jessen, daß er heute nicht käme; und jetzt warteten sie gespannt auf Frau Knudsen.

Auch sie stuzte in der Comptoirthür — ganz überwältigt. Und das Gefühl, welches sie zuerst ergriff, war Angst über alle diese Waaren, welche ihr gehörten, welche sie verkaufen und bezahlt bekommen sollte.

„Aber Gott! was für Seife!“ rief sie und blieb vor einem hohen Schloß aus bunten Seifenstücken stehen, welches Törres mitten auf dem Tische aufgeführt hatte: „wir haben viel zu viel Seife!“

Törres zeigte ihr lächelnd, daß das ganze Schloß innen hohl und leer war.

„Aber auf dem Lager!“ sagte Frau Knudsen.

„Haben wir keine mehr,“ lachte Törres.

„Haben Sie Alles ausgestellt?“ Sie hatte es sich nie anders denken können, als daß man nur eine kleine Probe ausstellte; „aber geht das auch?“

Törres nahm, immer noch lächelnd, eine große Pappschachtel aus dem Fache, wo Reihen ähnlicher Schachteln standen; er öffnete sie und zeigte sie Frau Knudsen; sie war vollständig leer.

„Sehen Sie, Frau Knudsen! Die Leute müssen den Eindruck bekommen, daß Cornelius Knudsen's Laden so vollgepfropft ist von allerlei ausgezeichneten Dingen, daß er förmlich überschwehmt wird — nur vom Ueberfluß.“

Der Tag fing an und Frau Knudsen blieb im Laden. Es machte ihr Spaß, die überraschten Gesichter zu sehen, zu hören, was die Leute sagten, wenn sie hineinkamen und die Veränderung erblickten. Alle glaubten, daß der Laden erweitert worden wäre, denn von oben bis unten war er gleich voll von Farben und hellen Stoffen.

Schon die neue Aufstellung in den Schaufenstern, welche Törres nach seinem Kopfe komponirt hatte, zog die Leute an; das nahm Tags über noch zu; aber erst Nachmittags, als das Gas angezündet war, zeigte sich der Laden in seinem neuen Glanz.

Ganz am oberen Ende, wo früher nur der feinste Damenputz gewesen war, breitete sich jetzt eine bunte Ausstellung von Wollgarn und fertigen Wollfäden über den Tisch und oben über die Fächer, welche mit Wolle in allen Farben und Qualitäten gefüllt schienen. Aber am größten war doch die Ueberraschung über den untersten Theil des Ladens, der früher halb dunkel gewesen war. Da strahlten jetzt neue Gasflammen, während die ganze Abtheilung vom Boden bis zur Decke blendend weiß war. Hier hatten Törres und Fräulein Thorsten Alles, was an weißen Waaren zu finden war, zu einer üppigen Ausstellung vereinigt.

Aus den Fächern, die voll von Servietten waren, hingen breite Damasttücher ganz zum Boden hinunter in reichen Falten, wie Gletscher, Theatertücher mit großen Bouquets und breiten Borden, Servietten mit Franzen in Packeten mit Seidenband herum; der Tisch war bedeckt mit schimmernd weißem Unterzeug für Damen und Kinder; Einsätze und Stickereien für Hemden und Beinkleider, Spitzen, Stragen, Taschentücher, weiße Unterwäsche — ein Duft von Reinheit hatte diesen verlorenen Winkel in den für die Damenwelt anziehendsten Platz verwandelt; und die alte Theilung des Ladens war mit einem Schlage durchbrochen.

Dabei entstand unseugbar ein ganzes Theil Verwirrung; aber das gefiel Törres; er wollte, daß die Leute ein bisschen durcheinander herumfahren sollten, ehe sie fanden, was sie suchten. Und nach und nach kam über das Publikum eine Stimmung von Eifer und guter Laune; junge Mädchen lachten und schwatzten laut, während ernste Männer, welche ernsthafte Dinge kaufen wollten, mitten unter den Weibskleuten dastanden und nicht recht wußten, ob ihnen das gefiele oder nicht. Aber Simon Barhoug war da, wie früher; und Proben von allem Möglichen konnte man vor sich auf dem Tische finden, hell war es auch, so daß es wohlanging. Es war nur so wunderlich, sich zwischen diesen feinen Damen zu bewegen.

Frau Knudsen kam allmählig dazu, den ganzen bewegten Tag an der Kasse zu stehen, wo sie viele

Komplimente von den Kunden empfing. Und Abends waren sie und ihre Leute ganz ermattet.

Törres zeigte ihr triumphirend die Ruinen des Seifenschlosses.

„Aber was wohl Herr Jessen sagen wird?“ sagte plötzlich Frau Knudsen.

Das kleine Fräulein Thorsten wurde auf einmal ernst und sah Törres an; aber der antwortete ganz ruhig: „Ich wünschte nur, Jessen käme morgen; es wird hier genug zu thun geben.“

Während auf diese Art der Tag in Cornelius Knudsen's Geschäft verging, war es nebenan in Brandt's großen Räumen sehr still. Das Personal lief ab und zu auf die Straße hinaus oder machte sich dort zu thun, um die neue Aufstellung und den großen Andrang beim Nachbar anzusehen.

Aber Gustav Krüger selbst merkte nichts, und als Julie beim Mittagessen erzählen wollte, daß sie und Frau Steiner drinnen gewesen und Herrn Wall's Veränderungen angesehen hätten, brach er das Gespräch ab und wollte nichts hören.

Als er indessen nach seinem Mittagsschlaf in sein Geschäft herunterkam, fiel es ihm auf, wie einsam es war.

„Schlechtes Wetter! Die Leute halten sich zu Hause,“ sagte er im Vorbeigehen zu seinem Geschäftsführer.

„Die Leute gehen heute einen anderen Weg,“ antwortete dieser.

Krüger nahm seinen Hut und ging hinaus.

Die Ausstellung in den Fenstern fand er häßlich. Als er aber hineingehen und Frau Knudsen begrüßen wollte, sah er durch die Glashür den Laden voller Leute, und Frau Knudsen selbst sah erhebt und vergnügt an der Kasse. Er ließ die Thür los und ging wieder heim.

Als er aber in seinen großen, wohlgeordneten und so menschenleeren Laden trat, da drängte es sich ihm zum ersten Male innerlich auf, daß jetzt eine Konkurrenz auf Leben und Tod bestände; und er wußte wohl, wessen Schuld es war.

Anton Jessen hatte von der großen Umwälzung im Laden durch Freunde erfahren, welche ihn am Abend besuchten. Er begab sich darum am nächsten Morgen voll gerüstet in's Geschäft, bereit, das Ganze von oben herab zu nehmen, und sicher, daß er schon Frau Knudsen beweisen würde, daß diese einfache Manier, Alles auszustreuen, für ein feines Geschäft den Ruin bedeutete. Sein Prinzip war im Gegentheil, eine Schachtel oder ein Paket aus dem Fache zu holen mit einer Miene, als wollte er dem Kunden eine ganz besondere Aufmerksamkeit erweisen, und so die Waaren als etwas Extrafeines und Auserlesenes vorzuzeigen. Auf diese Art hatte er manchen Sieg

Das moderne deutsche Theater im letzten Jahrzehnt.

Von Leopold Schönhoff.

Unter leidenschaftlichen Ausbrüchen wurde der Beginn einer neuen theatralischen und Kunst-epoche geschaffen. Zugleich wurde Berlin als herrschender Vorort für die Bühnenkunst sowohl, wie für den Bühnenmarkt bestätigt. In Berlin entstand eine Zentrale für Deutschland und Deutsch-österreich, wie sie in gleich umfassendem Sinn in der Theatergeschichte bisher nicht bekannt war.

Seit der Zeit der heftigsten künstlerischen Fehden sind jetzt zehn Jahre verfloßen. Vor zehn Jahren wurde als Ausdruck der Unzufriedenheit, des ungebildeten Dranges nach neuen künstlerischen Gestalten, nach neuen künstlerischen Wahrheiten die „Freie Bühne“ gegründet.

Es ist das ein markantes Erinnerungsmerkmal. Selbstverständlich sind die jungen Wünsche und Triebe nicht erst mit der „Freien Bühne“ in die Höhe geschossen. Wer wollte im ewig fluthenden Wechsel ein einzelnes bestimmtes Moment als feststehenden Ausgangspunkt betrachten? Fremde Einflüsse, soziale Grundströmungen, die auf die künstlerisch schaffende Jugend Eindruck machen mußten, gewannen schon früher in mannigfacher Kunstbestrebung Geltung. Vom stammverwandten Norden, vom benachbarten Frankreich wurden Fäden zu uns hinübergesponnen. Ein Berliner Theaterdirektor hatte es bereits gewagt, Ibsens „Gespenster“ in einer Mittagsvorstellung vor einem wild aufgeregten Publikum zu spielen. Schon damals schien es, als müsse sich die lang verhaltene Unruhe energisch entladen. Es gab eine stürmisch bewegte Gemeinschaft. Viele begriffen damals noch nicht, daß mit der ersten modernen Tragödie großen Stils die beharrliche Trägheit der deutschen Bühnen von damals aufgeschreckt war. Aber die Gemütsamen und ewig Vergnüglichen witterten instinktiv, daß ihnen hier ein mächtiger Feind anferstanden sei; und die Vorwärtsstürmer jubelten. So foht man in Ekstase und im Haß; das Kampfgetöse hallte in der Presse in Kritik und Gegenkritik nach. Wissenschaftliche Fachmänner wurden aufgeboten, um die Tragödie auf ihre modern-darwinistische Wissenschaftlichkeit hin zu prüfen. So ward endlich einmal für den deutschen Philister ohne Unterschied der Parteigeistung eine Kunstfrage ernsthaft genommen. Bei Leuten selbst, die sonst in brutaler Borntheit zu schreiben pflegen: „Wir brauchen keine Dichter und Künstler!“ dämmerte eine Ahnung von den durchaus realen künstlerischen Kulturwerten auf.

Jedoch blieben derlei Vorstöße vereinzelt. Zusammengeführt wurden sie meist in der „Freien Bühne“; und noch energischer, ja wüßte und wilde Formen nahm der Kampf in der denkwürdigen Vorstellung des dramatischen Gemäldes „Vor Sonnenaufgang“ an. Hiermit hatte Deutschlands Jugend und einer ihrer Wortführer, Gerhart Hauptmann, zu sprechen begonnen. Junger Werbedrang verlangte nach einer Methode. Man meinte wirklich, „Vor Sonnenaufgang“ in künstlerischer wie in ethischer Beziehung zu stehen; der sinnbildliche Titel des Dramas klang wie eine Prophezie; der verschwommenen, kaum anschaulichen und epigonenhaft dahinjagenden Greifenkunst sollte die neue naturalistische Weise ein Ende mit Schrecken bereiten. Das Gesellschaftsdrama der Gründerperiode, das phosphoreszierende, faulende Zustände höchstens mit Lindan'schem Gewigeln und einem bißchen Frivolität behandelte, sollte durch ehrliche, herbe Wahrheitsforschung abgelöst werden. Und so wie seiner Zeit die Maler Frankreichs, als sie weltlich in die Einsamkeit von Barbizon flohen, um an der intimen Natur wieder sehen zu lernen, zugleich den Menschen in der Natur mit anderen Augen zu betrachten begannen, so geschah es ähnlich mit dem jungen, deutschen Dramatiker. Einer der ersten künstlerischen Bahnbrecher Frankreichs hat ein wertvolles Bekenntnis hinterlassen, das einen interessanten psychologischen Aufschluß über neue soziale Einflüsse in der Kunst giebt. „Du siehst,“ so heißt

es darin, „in der Landschaft Gestalten, die graben und hacken. Du siehst, wie eine davon sich von Zeit zu Zeit gleichsam das Kreuz einrenkt und mit dem Rücken der Hand die Stirne trocknet. Ist das die vielgepriesene fröhliche Arbeit? Und doch finde ich hier das wahrhaft Menschliche, die Poesie!“

Mit der Vertiefung in die intimen Einzelheiten der Landschaft, mit dem Bemühen nach der Treue im Kleinen stieß man auch auf den arbeitsüberladenen, im Schweiß und Frohndienst kenchenden Menschen. Die Arme-Leut-Malerei verschonte und verzuckerte nicht mehr; und ein herb wehmüthiger, pessimistischer Grundklang ertönte gleichzeitig aus den Bühnenschilderungen der Naturalisten. Es waren sozialistische Anregungen gegeben, aber durchaus nicht eine sozialistische Kunst gewonnen. Die Kunst als feinste geistige Frucht wächst erst auf dem gereisten Baum. Auf gefestigten Lebenserscheinungen, manchmal sogar, wenn die wieder zu zerbröckeln beginnen, entfaltet sie ihre höchste Kraft.

Es ist schwierig, durch die beängstigende Fülle dramatischer Geschehnisse hindurchzuschreiten und im Großen wenigstens Weg und Richtung zu finden. Eines ist gewiß. Das Theater hat eine vorherrschende Bedeutung innerhalb der gesamten Kunstbetrachtung gewonnen. Ihm wird oft im Widerspruch mit dem inneren Werth ein unverhältnismäßig breiter Raum gewährt. Hervorragende Berliner Erstaufführungen beschäftigten die Presse bis nach den vorgelagerten Provinzstädten hin. So kam man leicht zu einer Ueberschätzung des Theaters innerhalb des gesamten Kunstgebietes gelangen. Ja, der Kunstschritsteller Edgar Steiger stützt sich in einem umfassenden Buch zum modernen Drama auf die Behauptung: Nunmehr eigentlich habe das dramatische Zeitalter erst begonnen und die musikalisch-lyrische Ära in der Kunst werde von der dramatischen Entwicklung abgelöst.

Die Behauptung hat etwas Blendendes für sich, zumal wenn man die Kunst in innere Beziehung zum beschleunigten Pulsschlag unseres ganzen gegenwärtigen Lebens bringt.

Allein, was in dem sinnbildlichen Wort „Vor Sonnenaufgang“ verheißen war, ein Drängen zum Licht, zur stolzen Höhe, zu monumentaler dramatischer Macht, hat sich bisher zum Mindesten nicht erfüllt; und heute mag man eher skeptisch als mit allzugroßem Optimismus der Entwicklung der Dinge folgen.

Was sich ursprünglich wie eine literarische Revolution geberdete, scheint im Grunde kurzlebig gewesen zu sein. Man verspürte zu Anfang trotz aller Irthümer und Ausschreitungen, die mit radikal-jugendlichem Getriebe immer verbunden sind, trotz mancher Bedanterie andererseits, wie sie konsequente Schul-naturalisten mit echter deutscher Gründlichkeit übten, eine erquickende Mäßigkeit, Selbstvertrauen und den Muth, nicht mehr ein Nachbildner der Alten zu sein. Selbst wenn man die Eigenkraft zu überschätzen liebte, so hatte trotzdem die naive Freude, mit der man in's Neue trat, etwas Erfrischendes an sich.

Wald aber stellte sich ein Rückschlag und mit ihm eine romantische, unbestimmbare Sehnsucht ein. Solche Rückschläge sind unvermeidlich, im Leben des einzelnen Künstlers sowohl, den die Zweifel beschleichen, den das Verlangen treibt, die Grenzen seiner Begabung nach verschiedenen Richtungen hin auszumessen, wie in der Kunstgemeinschaft überhaupt. Was in der Gegenwart aber befremdet, das ist das andauernde, scheue Tasten und Versuchen! Müdes Sehnen und banges Suchen! Das scheint zur Zeit ein Merkmal in unseren Künsten zu sein. Daß der satte Pöbel sich, wie in früheren Zeiten, an der geistigen Armuth von hundertfach aufgeführten Stücken, wie die „Hofkunst“ oder das „Weiße Röhl“ Blumenthal's find, ergötzt, das wäre nicht so schlimm. Aber eine gewisse Feinlichkeit, mit der man vom Leben weg zu Träumen, zu spielerischen Märchen und Stimmungsbildern ohne tiefen Lebensinhalt flüchtet, die klagende Resignation, der man so häufig begegnet, macht Sorgen um die kommende Entwicklung. Man möchte eine „Kunst für Künstler“ schaffen, das Wesen der Kunstgemeinden tritt mannig-

fach auf; und bei all diesen Intimitäten, bei all den Zartheiten, die gewiß nicht selten feinsinnig empfunden sind, hat man wiederum das Gefühl, als flüchteten die Künstler vor dem Dasein in unserer Gegenwart. Nicht wie Leute, die sich für eine Weile sammeln und vertiefen müssen, sondern wie gar sensitive, ängstliche Naturen.

Das giebt einen merkwürdigen Widerspruch zur rauhen Spannung in unserem wirklichen Leben. Da sind diejenigen Sieger, die herb aufzutreten wissen, die sich träumerischer Verkommenheit am Wenigsten überlassen. Immer straffer werden die Kräfte in großen Sammelbeden gleichsam vereinigt. Ein Soldatisches herrscht vor. Die Großstadt z. B. verlangt äußerster Anspannung; der Verkehr in ihr Umsicht und Disziplin. Ihre Kaufhäuser gleichen riesigen Waarenlagerments. An latenten und offenkundigen Spannungen reich ist das internationale Dasein.

Von dieser aufgespeicherten Energie entfernen sich zur Zeit Künste und Künstler. Gen und nach allen Seiten stieben sie auseinander. Es fehlt der große, zusammenfassende Eifer, wie er die verschiedenen Renaissancabewegungen in den Künsten einleitete.

Daraus sollen keine sicheren Schlüsse gezogen werden. Es soll nur betont werden, daß die Bewegung der achtziger Jahre bisher nicht erfüllte, was sie begann, und daß der Sturm von ehemals heute wieder Melancholien gewichen ist. Der Wahrheitsdrang, der Neu-Realismus, wie er durch unsere Künstlerschaft brannte, war gegenüber den schärfriakademischen Jambendramen und gegenüber den glatten Vergnüglichkeiten der Schablonentomödie gewiß eine Nothwendigkeit. Nur konnte man in der konsequenten naturalistischen Methode, wie sie im strengsten Sinn Johannes Schlaf pflegte („Meister Detze“, „Familie Selide“), nicht zur Höhenkunst vordringen.

Viel Schuld trägt ein theoretischer Irthum. Man wollte es den beschreibenden Forschern gleichthun und das Kunstwerk gleichsam wie eine naturwissenschaftliche Erfahrung behandeln. Das hat einerseits einen dauernden Gewinn für das fortschreitende Theater gebracht. Durch Irthümer hindurch gelangten wir zur Werthschätzung des intimen Theaters, der verfeinerten psychologischen Bergliederung, zum geschärften Blick für das sorgfame Detail. Andererseits kam die mächtig kombinatorische Phantasie, die erst das Detail zu einem Zeit- und Ideen-drama von überragender Dauer zusammensetzt, zu kurz. Nur eine deutsche Arbeit streift, von sozialistischen Zeiterregungen gehoben, trotz ihrem genreartigen Charakter an Werke von monumentaler Wucht, und das ist Hauptmann's Weberdrama. Als Hauptmann, ebenfalls aus Zeiterregungen heraus, Genre- und Detailstudien aus weiterer historischer Vergangenheit zu einem Werke von monumentaler Bedeutung zusammenschweißen wollte, versagte seine Kraft. Es war in „Florian Geier“, einem Helden der Bauernkriege.

Selbst Zola mußte das persönliche Temperament hervorheben, als er den Werth der neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse für die Kunst pries. Sein oft erwähntes naturalistisches Bekenntniß wollte ein Stück Natur, durch ein Temperament gesehen, wissen. Und im Grunde war das die Hauptfache zu allen Zeiten.

Das persönliche Temperament hat den deutschen naturalistischen Produkten so vielfach gefehlt. Ja, es gab Fanatiker, die die Bedingungen vom Schaffen, als einem künstlerischen Akt, und vom Erkennen, als einer wissenschaftlichen Methode, völlig verkannten, die in ihren dramatischen Gebilden nach „absoluter Objektivität“, also nach gänzlicher Preisgabe des Temperamentes strebten.

Während das Wirtschaftsleben unserer Zeit durch naturwissenschaftliche Erkenntniß in überreicher Fülle befruchtet wurde, hat man durch die gleiche Erkenntniß in künstlerischer Beziehung sich oft in Einseitigkeit und Enge verrannt. Man hat sich wesentlich an's Detail festgeklammert, in die Spezialität verbohrt und eine Seite moderner Welt mit Vorliebe gepflegt: das verschärft Sehen, „wie durch ein Mikroskop“. Mannigfach ist das schon von Beobachtern unserer Kunstentwicklung betont worden. Nichts ist diesem verschärften Schauen an sich unwichtig, nicht das

ängstliche Stöhnen eines halbwüchsigen, verschüchterten Dorfkinde („Hannele“), noch das beklommene Weh eines schlesischen Fuhrmannes. In alle Winkelchen dieser wenig komplizierten Seelen wird hineingeleuchtet; mitunter mit unheimlichem Effekt, mit einer Spürkraft, als drängen Röntgen'sche Strahlen in das beleuchtete Objekt.

(Schluß folgt.)



Vor fünfzig Jahren!

Von Wilhelm Liebknecht.

(Schluß.)

Brentano, der Diktator, hatte das Zeug nicht zum Diktator. Gleich allen schwachen Naturen, die von revolutionären Bewegungen in hohe und verantwortliche Stellungen gehoben sind, wurde er durch das Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit noch mehr geschwächt, schwankte er im Zielaktus zwischen Niedergeschlagenheit und Uebermuth und wandte die Macht, welche der Zufall ihm in die Hand gegeben, tölpelhaft zum Schaden der Sache an, die ihm anvertraut worden. Sein Grimm richtete sich — wieder eine Charaktereigenschaft der Schwäche — gegen Die, welche ihn vorandrängten, und so geschah es, daß er bald nicht in den Reaktionären und Spießbürgern den Haupt-Feind erblickte, sondern in den Männern, die zu revolutionärer Rettungsthat trieben. Diese Männer waren zum großen Theil aus dem übrigen Deutschland, entweder weil in ihrer Heimath für eine Erhebung kein Boden, oder weil die versuchte Erhebung gescheitert, nach Baden gekommen und hatten als „Fremde“, wenn sie norddeutschen Dialekt sprachen, als „Preußen“ viel mit Mißtrauen und Stammesvorurtheilen zu kämpfen, was ihr Wirken erschwerte. Schließlich hatten sie, darunter auch ich, sich unter der Führung Gustav Struve's, der trotz seiner Schrullen doch der energischste war unter den badischen Landesgrößen und Volksmännern, zu einem Klub vereinigt, dem „Klub des entschiedenen Fortschritts“. Romischer Name. Und doch damals nicht komisch. Scharf abgegrenzte Parteien gab es noch nicht, und folglich auch keine scharf abgegrenzten, konkreten Forderungen und Programme. Es war Alles unbestimmt, und so wußten wir der herrschenden Unentschiedenheit, die nicht vom Fleck kam, nichts Besseres entgegenzusetzen als den „entschiedenen Fortschritt“. Uebrigens war der Ausdruck von Struve, nicht von mir. In diesem Klub sammelten sich die revolutionären Elemente, von älteren außer Struve, noch Tzschirner, Mitglied der provisorischen Regierung in Dresden, dem es gelungen war, nach Niederwerfung des Aufstandes seine Flucht zu bewerkstelligen. Wir waren einig, daß alle Kraft darauf gerichtet werden müsse, die Armee zu reorganisiren, die Volkwehren, soweit brauchbar, mit der Armee zu verschmelzen und kampffähig zu machen und die Revolution nach Außen zu tragen. Brentano, der immer noch an Verhandlungen und Vereinbarungen mit den entgegenstehenden, allerdings sehr problematischen und zweifelhaften Gewalten dachte, träufelte durch sein Schwanken und Zaudern kalt Wasser auf die glühende Begeisterung der Massen. Wohl kann Begeisterung die Disziplin nicht ersetzen, aber wo Begeisterung ist, da läßt sich auch in sehr kurzer Zeit die zum Schlagen nothwendige Disziplin schaffen, und Muth und Ausdauer sind immer vorhanden, wo die Begeisterung ein Ziel hat und den Weg zum Ziele sieht. Mit den badischen Soldaten und Volkwehren hätte ein geschickter Organisator, der an Herz und Verstand sich wandte, Alles gemacht, was gemacht werden mußte. Der geschickte Organisator fehlte aber — in der Regierung. Für die Soldaten wäre er da gewesen, wenn man ihn hätte verwenden wollen. Der junge Sigl, der im Osterreichaufstand des Jahres 1848 sich ausgezeichnet hatte, war auf dem Posten — und nothgedrungen ward ihm auch bis zum Eintreffen Mieroslawski's der Oberbefehl übertragen. Allein sein Handeln ward vielfach durchkreuzt und das Mißtrauen Brentano's beschränkte ihm möglichst

das Thätigkeitsgebiet. Als Mieroslawski eintraf, war es bereits zu spät. Und der Umstand, daß dieser geniale Heerführer nicht deutsch sprach und daß alle seine Befehle und Ansprachen durch Dolmetscher aus dem Französischen in's Deutsche übersetzt werden mußten, war nicht geeignet, die Truppen zu begeistern. Trotzdem geschah, soweit die Soldaten in Frage, sehr viel, was jedoch nicht der Regierung zu danken ist, sondern fast ausschließlich den geradezu bewundernswürthen Geist der meisten Truppenabtheilungen, namentlich der Artillerie. Was es ist, eine Armee zu reorganisiren, deren Offiziere davongelaufen oder davongejagt sind, das haben die Franzosen im Jahre 1792 erlebt, wo es vorkam, daß Truppen, die bald nachher alle Armeen Europas schlugen, von lächerlicher Panik ergriffen, vor dem Feinde davonliefen.

Inzwischen hatte auch Brentano die Ueberzeugung gewonnen, daß er, wenn es ihm nicht gelang, die mehr und mehr erstarkende Partei der revolutionären Aktion sich vom Hals zu schaffen, die Diktatur nicht mehr lange werde ausüben können. Er entschloß sich zu einem Staatsstreich, der am 6. Juni mit Hilfe der reaktionären Karlsruher Bürgerwehr ausgeführt ward. Struve, der offizielle Führer der „Revolutionäre“, Becker (Johann Philipp), der tapfere, scharf- und umsichtige, bei aller Besonnenheit zu den kühnsten Wagnissen bereite Führer der durch und durch revolutionären Flüchtlingslegion, und einige Andere wurden verhaftet, ein Schicksal, das auch mich betraf, der ich die Flüchtlingslegion gegen die Bürgerwehr zum Kampfe aufrief. Die drohende Haltung der Freischärler und Soldaten zwang Brentano zu einem Kompromiß: Becker, Struve usw. wurden in Freiheit gesetzt, jedoch unter der Bedingung, mit den Freischärlern und der Flüchtlingslegion Karlsruhe zu verlassen und gegen den Feind zu gehen, wofür letzteres ja war, was wir gewollt hatten. Ich selbst wurde in die Rastatter Kasematten gebracht, wo ich drei Tage unter der furchtbaren Anklage stand, einen Mordversuch auf Brentano gemacht zu haben — eine Prozeßkomödie, der die Soldaten von Rastatt ein heiteres Ende bereiteten.

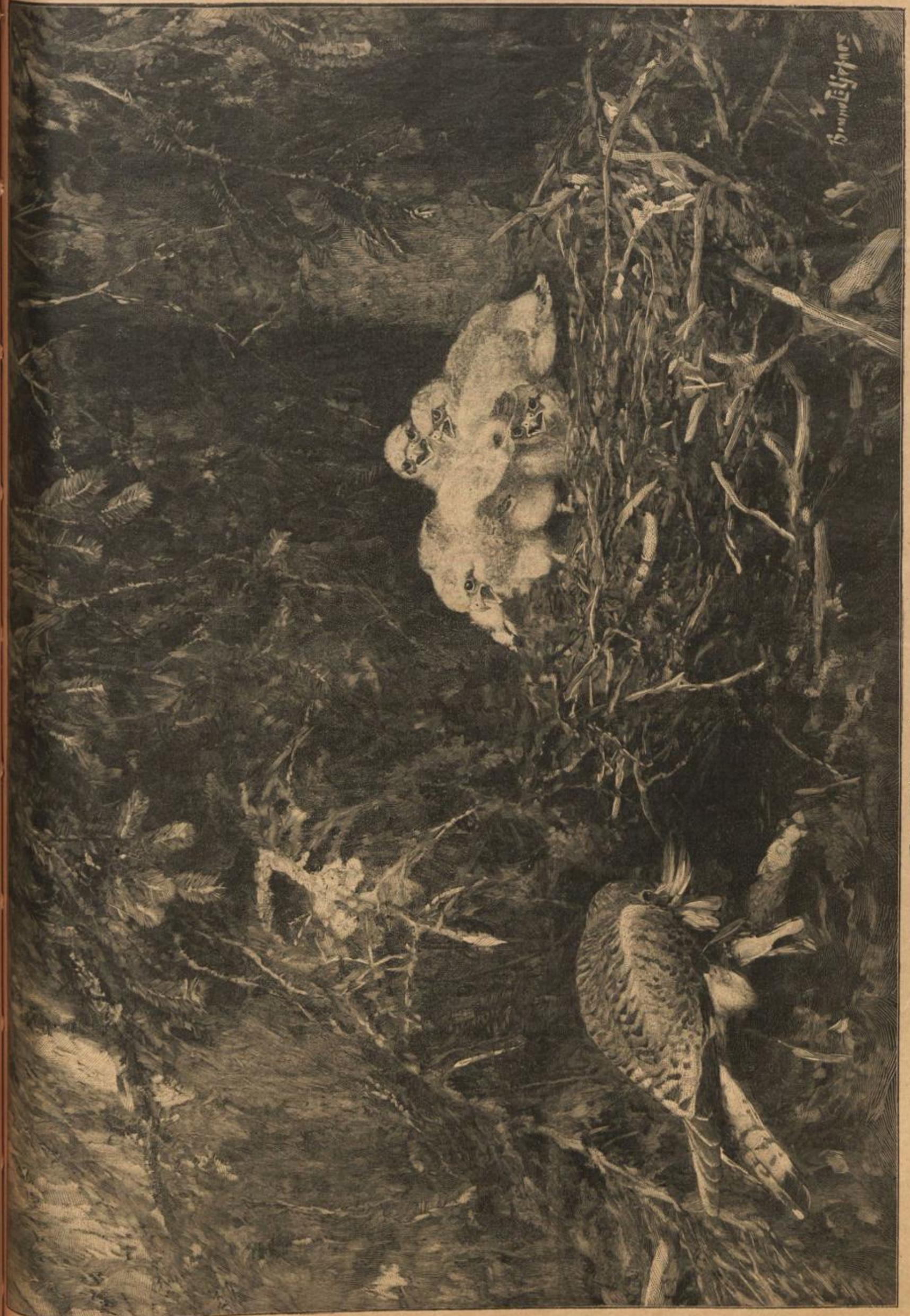
Während Solches im Inneren vor sich ging, gestalteten sich nach Außen die Dinge immer ungünstiger. Nachdem sich herausgestellt hatte, daß die Revolution nicht die Kraft hatte, über die Grenzen hinauszudringen und ihren Herd zu erweitern, konnte die Reaktion in aller Gemüthsruhe ihre Maßregeln treffen. Als der Großherzog Mitte Mai aus Baden geflüchtet war, richtete er sofort an die preussische Regierung und an die Reichsregierung ein Gesuch um bewaffneten Beistand gegen sein rebellisches Volk und Heer. Und beide Regierungen hatten sich schleunigst bereit erklärt. So geschah das Seltsame, daß die Reichsregierung sich derselben preussischen Regierung, welche die Reichsverfassung zertrümmert hatte, zu gemeinsamer militärischer Aktion gegen eine Bewegung angeschlossen, welche die Durchführung der Reichsverfassung gegen die rebellische Regierung Preußens zu ihrem Programm hatte.

Genug — wo es galt, gegen das deutsche Volk vorzugehen, da waren Reichsregierung und preussische Regierung ein Herz und eine Seele — wie die preussische Regierung schon im November 1848 sogar mit der österreichischen Regierung ein Herz und eine Seele gewesen war, als es galt, in Wien das Volk zu Pulver und Blei zu begnadigen und über Berlin den Belagerungszustand zu verhängen. Mit größter Eile wurden Truppen zur Verwendung gegen die „Rebellen“ zusammengezogen: zwei preussische Armeekorps und ein Reichsheer. Die preussischen Armeekorps rückten auf dem linken Rheinufer gegen die bayerische Pfalz, um von da nach Baden zu dringen — das Reichsheer, dem bald noch preussische Truppen zugetheilt wurden, rückte auf dem rechten Rheinufer auf der „Bergstraße“ direkt gegen Baden, während ein zweites Reichsheer in Württemberg und Bayern organisiert ward, um das langgestreckte Baden in der Ostflanke anzugreifen. Der Aufstand sollte also in der Front angegriffen, von beiden Seiten umfaßt und so erdrückt werden. Bei der Uebermacht der Reaktionstruppen war, wenn nicht unerwartete Zwischenfälle eintraten, die Niederlage des

Revolutionsherees nur eine Frage der Zeit, und nicht langer Zeit. War es doch, die verfügbaren Volkwehren und sämtliche Freischaaren unter Becker und Willich eingerechnet, zu Anfang des Feldzuges nur 30 000 Mann mit 60 Geschützen stark, wozu aus der Pfalz noch bestenfalls 5000 Mann kamen — Alles in Allem also 36 000 Mann, denen eine weit mehr als doppelte Uebermacht gegenüberstand. Die einzige Möglichkeit zu siegen war: politisch die Ausdehnung des Revolutionsherdes, und militärisch die Ueberwindung eines der feindlichen Heerhaufen nach dem anderen, ehe sie sich vereinigt — in jedem Fall der Angriff. Für beides war aber der rechte Moment versäumt worden. Und die Nachrichten aus Paris lauteten niederschmetternd — die für den 13. Juni angesagte „Revolution“ war ausgeblieben. Das Proletariat fehlte — der furchtbare Aderlaß der Junifschlacht hatte ihm auf Jahrzehnte das Lebensblut genommen. Nur im fernen Osten leuchtete noch ein glänzender Hoffungsstern: wunderbare Mären liefen ein vom „Goldewitz der Magyaren“, das die österreichischen Armeen aus dem Lande trieb, „als wie der Wolf die Herde scheucht“, und dessen siegreiche Armee auf dem Wege nach Wien sein sollte.

Am 10. Juni trat in Karlsruhe die „konstituierende Versammlung“ zusammen. Sie erklärte Baden zum Freistaat und setzte eine provisorische Regierung ein, bestehend aus Brentano, Goegg und Werner — letzterer einer der Vielen, die vortreffliche Menschen sind und schlechte Musikanten. Eine endgültige Regierung zu schaffen, dazu konnten die Leute sich nicht aufschwingen — sie trauten sich nicht so viel Kraft zu. Da Brentano das Recht erhielt, die Minister und sonstigen hohen Beamten zu ernennen, so blieb er thatächlich Diktator. Kurz vorher war auch Mieroslawsky angelangt, noch nicht völlig genesen von den Wunden, die er auf Sizilien bei Catania empfangen. Er fand eine Lage vor, die er, auch mit genauester Kenntniß der Verhältnisse und Menschen, nicht zu entwirren und zu beherrschen vermocht hätte. Am Neckar und im Oberrhein war der Kampf bereits entbrannt mit den anrückenden „Reichstruppen“, und die Preußen standen an den Grenzen der Pfalz. Mieroslawsky that das Menschenmögliche. Doch er konnte nicht verhindern, daß die Preußen am 12. Juni in die Pfalz einrückten, die ihnen entgegentretenden Freischärler, denen nur wenig Militär zur Seite stand, bei Kirchheimbolanden zersprengten und am 15. Juni in Ludwigshafen am Rhein — Mannheim gegenüber — einzogen. In der Pfalz war sehr wenig Organisation gewesen — und so groß war die Stofflosigkeit, daß die Schiffsbrücke bei Ludwigshafen noch nicht abgefahren war, als die Preußen sich vor der Stadt zeigten. Ohne die rasche Entschlossenheit der badischen Artillerie, die ein Loch der Brücke zusammenschoss und das Feuer der Preußen, die durch glühende Kugeln Mannheim in Brand schießen wollten, mit überlegener Sicherheit erwiderte, hätten die Preußen damals den Rhein überschritten, und wären dem um Heidelberg stehenden badischen Korps in den Rücken gefallen. Ein Blick auf die Landkarte genügt, um klar zu machen, wie ungünstig die badische Revolutionsarmee gestellt war. Selang es den Preußen, über den Rhein zu setzen, so war das nördliche Baden unhaltbar. Mieroslawsky schlug in rascher und kühner Aktion die Reichsarmee zurück; aber er hatte keine Zeit, sich des Sieges zu freuen. Der Rheinübergang, der den Preußen bei Mannheim mißlungen war, glückte ihnen am 20. Juni bei Germersheim, und Mieroslawski war nun von drei Seiten bedroht — von Westen, Norden und Osten, wohin die Reichstruppen sich gewandt hatten. Er griff das vom Rhein kommende preussische Korps am 21. Juni bei Waghäusel an, entschlossen, dann sich auf die übrigen Gegner zu werfen. Der Angriff gelang, die Preußen wurden zurückgedrängt, ein Theil war schon auf der Flucht, — da kehrte ein Regiment badische Kavallerie, von verrätherischen Offizieren befehligt, plötzlich um und brachte die eigenen Leute in Verwirrung; und der Sieg verwandelte sich in eine Niederlage. Groß war der Verlust auf beiden Seiten. Dem badischen Heer blieb nun nichts übrig, als ein schleuniger Rückzug; dieser — der berühmte „Flankenmarsch“ — wurde

und
ren
fer
iges
ozu
nen
eine
und.
ich
illi
eer.
ber
ach-
die
uns-
bare
hute
auch-
vare
n",
ieb,
ffen
lle.
ou-
er-
ro-
no,
len,
ten.
nten
nten
lecht
nten
tutz
nicht
lien
vor,
hilt-
be-
den-
an-
iden
das
ern,
ein-
eler,
r ch
i in
gen-
emig
opf-
noch
der
zu-
urch
voll-
die
ären
den
üigt.
Ne-
ßen,
aden
huet
eine
ang,
war,
im,
robt
ichs-
vom
i bei
igen
sphen
der
erie,
um
o der
war
Heer
zug;
urde



Das Falkennest. Nach einem Gemälde von H. Lindberg.

auch glücklich bewerkstelligt und das badische Heer nahm an der Murg, auf die Festung Nastatt sich stützend, seine neue Aufstellung. Die Preußen wagten sich nur langsam vor — bei Waghäusel hatten sie die Tüchtigkeit der Revolutionsarmee kennen gelernt und verschiedene Schlappen, die sie erlitten, prägten die Lektion noch tiefer ein. Ihre Führung war mehr als m'ittelmäßig. Trotz doppelter und dreifacher Uebermacht konnten sie die Murglinie nicht durchbrechen; in der blutigen Schlacht des 29. Juni wurden sie mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Man sieht: ruhmvoll war der Feldzug nicht für das Reaktionsheer. Der folgende Tag aber brachte einen Umschlag. Die Reichsarmee hatte von Württemberg aus die Murglinie umgangen, die nun nicht mehr zu halten war. Rasch wurde Nastatt mit den nöthigen Besatzungstruppen versehen und der allgemeine Rückzug angetreten. Der Plan, bei Freiburg, und dann im Schwarzwald noch eine Schlacht zu liefern und den Guerillakrieg zu organisiren, mußte aufgegeben werden. Am 11. Juli trat der Rest des badischen Revolutionsheeres auf Schweizer Gebiet über.

Der Vorhang war gefallen über diesem Stück deutscher Revolution. Die Lorbeeren der Hannan, Windischgrätz lehen die nordischen Reaktionsführer nicht schlafen. Doch so lange Nastatt noch Widerstand leistete, mußten sie ihrer Eier Baum anlegen. Nicht auf lange. Umzingelt, von jeder Aussicht auf Hilfe abgeschnitten, durch trügerische Versprechungen getäuscht, kapitulirte die Besatzung am 21. August. Sofort traten die preussischen Standgerichte zusammen. Beim Einmarsch in Baden hatte der Prinz von Preußen „ganz Baden in Kriegszustand erklärt; wer Widerstand leistete, sollte vor das Kriegsgericht gestellt werden und jeder Korpskommandant befugt sein, Todesurtheile zu bestätigen.“

Neun Tage nach der Uebergabe von Nastatt begann das standrechtliche Erschießen. Mit dem Erschießen ging es rascher als mit dem Vormarsch gegen die Revolutionsstruppen. Das erste Opfer des preussischen Standrechts war Dortu, der am 31. Juli in Freiburg erschossen ward. Und nun in rascher Reihenfolge. Neunundzwanzig Kämpfer für Deutschlands Freiheit und Einheit wurden gestandrechtelt in Freiburg, in Mannheim, in Nastatt. Die Namen sind hinten auf einer Gedenk- und Ehrentafel vereinigt; und zwei der Standrechtsurtheile dort auch mitgetheilt: die gegen Dortu und Trübschler.

Auch drüben im Ungarland fiel der Vorhang. Viel Hunde sind des Löwen Tod. Das besiegte

Oesterreich hatte beim Zar um Hilfe gebittelt, der in fünfviertel Jahren Zeit gehabt hatte, sich von seinem höchst unklaiserlichen und unritterlichen Schreck über die Februar-Revolution zu erholen. Eine russische Armee rückte in Siebenbürgen ein und, auf der einen Seite von den Oesterreichern, auf der anderen Seite von den Russen umfaßt, mußte das ungarische Heer am 13. August bei Vilagos kapituliren. Man hat es Berrath genannt, es war aber Nothwendigkeit.

Noch stand Komorn, das unbezwingliche. Doch am 27. September mußte auch Komorn sich ergeben. Und, wie in Baden nach dem Fall von Nastatt, so ging es in Ungarn nach dem Fall von Komorn. Am 6. Oktober 1849 wurden zu Arad an neun Galgen dreizehn der tapfersten ungarischen Revolutionsführer gehängt. Und Hunderte wurden in den folgenden Monaten gehängt oder „zu Pulver und Blei beagnabigt“.

In Deutschland das Standrecht, in Oesterreich-Ungarn das Standrecht. In Frankreich Napoleon der Kleine Präsident der Republik — in Italien die römische Republik mit Mazzini durch französische Truppen gestürzt — nirgends mehr wehte die Fahne der Revolution. Und in Wien und Berlin feierte die Reaktion ihre Orgien.

Die dynastischen Zänkereien zwischen Habsburg und Hohenzollern brachen von Neuem los. Am 1. September 1850 wurde der Bundesstag feierlich wieder hergestellt.

Das deutsche Bürgerthum dachte nur noch an's „Geldmachen“. Für die Freiheit und andere „Jugendeseleien“ war es nicht mehr zu haben.

Die 27 Gestandrechteten von Baden sind:

J. Bauer, Soldat, von Giffenheim.
A. Bernigau, Offizier, von Müllhausen.
Ernst v. Biedenfeld, Major, von Bühl.
Georg Bönning, Offizier, von Wiesbaden.
Andreas Counis, Dragoner, von Pforzheim.
Diez, Klempner, aus Schneeberg.
Max Dortu aus Potsdam.
Ernst Elsenhans, Redakteur, von Feuerbach.
J. Glintard, Soldat, von Konstanz.
Konrad Heilig, Wachtmeister, von Pfullendorf.
Höfer, Lehrer, aus Brehmen (Baden).
Karl Jakobi, Schreiner, aus Mannheim.
Peter Jäger, Soldat, von Aglasterhausen.
Johann Jansen aus Köln.
Kilmars, Soldat, aus Nastatt.
Mohlenbecher, Soldat, aus Karlsruhe.
Gebhard Kromer, Soldat, aus Brombach.
Lacher, Soldat, aus Bruchsal.
Konrad Lenzinger, Korporal, aus Durlach.

Theophil Mniewski aus Russisch-Polen.
Neßl, Kriegskommissar, von Nümmingen.
L. P. Schade, Soldat, von Karlsruhe.
Schrader, preussischer Artillerist.
Streuber, Wagnmeister, aus Mannheim.
G. N. Tiedemann, Offizier, von Landshut.
W. Trübschler, Zivilkommissar.
L. Zenthöfer, Büchsenmacher, von Mannheim.

Zwei Standrechtsurtheile.

„Zur Warnung.“

Johann Ludwig Maximilian Dortu aus Potsdam, ehemal. kgl. preussischer Auskultator und Unteroffizier im 24. Landwehr-Regiment, hatte sich aus Anlaß der im Mai d. J. stattgefundenen Staatsumwälzung in dieses Land begeben und war nach dem Einrücken der kgl. preussischen Armee den Truppen seines eigenen rechtmäßigen Land- und Kriegsherrn, seinen eigenen Waffenbrüdern und Landsleuten mit den Waffen in der Hand feindselig gegenübergetreten. Derselbe wurde daher am 11. Juli er. wegen Kriegsverrats hier selbst vor ein Kriegsgericht gestellt.

Das von diesem wider ihn erlassene Erkenntniß ist am gestrigen Tage von mir dahin bestätigt worden, daß der Angeeschuldigte wegen Kriegsverrats, unter Degradation zum Gemeinen, Versekung in die zweite Klasse des Soldatenstandes und dem Verluste der Nationalkolarde, mit dem Tode durch Erschießen zu bestrafen. Dies rechtskräftige Urtheil ist heute Morgen um 4 Uhr an dem Angeeschuldigten in der Nähe des Kirchhofes von Wiehre vollzogen worden, was hiemit zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird.“

„Wilhelm Adolf von Trübschler aus Gotha, ehemals königlich sächsischer Appellationsgerichts-Affessor in Dresden, schloß sich dem jüngsten badischen Aufstande schon in den ersten Tagen seiner Entstehung an und besleidete vom 26. Mai bis 22. Juni dieses Jahres die Stellen eines Zivilkommissärs für die Stadt Mannheim und eines Regierungsdirektors für den Unterheinkreis. Derselbe hat in diesen Eigenschaften die ausgedehnteste Wirksamkeit zur Organisation des Aufstandes, zur Aufstellung und Ausrüstung des ersten Aufgebots, zur Errichtung von Vertheidigungs-Anstalten im hiesigen Stadt entwidelt, ja sich an den militärischen Operationen der Auführer unmittelbar betheiliget. Er ist daher nach öffentlich und mündlich gepflogener Verhandlung durch Urtheil des Standgerichtes vom Gestrigen des Hochverrats für schuldig erklärt und deshalb zum Tode mittels Erschießens verurtheilt worden. Dieses Urtheil wurde heute früh 4 Uhr dahier vollzogen. Mannheim, den 14. August 1849. Im Namen der Untersuchungskommission für das Standgericht Mannheim: Babo.“

Die Finnenkirche.

Von Magdalena Thoresen. Deutsch von Ernst Branfetter.

(Schluß.)

Ein paar Mal versuchte die Frau wohl, sie auszuforschen, aber sie bekam niemals eine Antwort von ihr, und so schwieg sie und überließ Maja sich selbst. Diese arbeitete auch weiter, aber entzog sich doch, soweit sie konnte, den neugierigen Blicken; besonders fürchtete sie sich vor dem Mann, denn sie hatte ihn sagen hören: solch ein Mädel hätte doch gar keine Scham in sich! Und sie wußte ja selbst, wie tief sie sich schämte.

Wie eine drohende Umwetterwolke lag „die lange Nacht“ über Allem. Sie ruhte wie ein Todesgedanke über der Seele und war wie ein qualm-erfüllter Raum für den hinsiehenden Körper. Aber für die unglückliche Maja wurde sie doch ein Liebesmantel, der die Schande verdeckte. Natürlich wußten Alle, wie es mit ihr stand, aber die „lange Nacht“ schwächte doch die Aufmerksamkeit ab, denn Jeder hatte genug mit sich selbst zu thun.

Als aber die Sonne wiederkam und das Licht mit jedem Tage zunahm, als Land und Wasser die neue Lebensbewegung dahertrug und die Leute sich wie neugeborenen fühlten, da wuchs, wie immer, das Böse mit dem Guten, und was man im Halb-

dunkel ruhig hatte hingehen lassen, darüber wurde nun zu Gericht geseffen.

Da kam es denn auch mit Maja dahin, daß sie, wie der Bauer es vorausgesagt hatte, Rede und Antwort stehen sollte. Mit anderen Worten: sie sollte sagen, wer der Vater des Kindes wäre, damit man ihn zur Verantwortung ziehen könnte.

Darauf antwortete Maja nichts Anderes, als früher, sie schwieg und verbarg sich. Wie konnte sie ihn in all' dies Häßliche hineinziehen.

Dann kam ein Samstagabend. Die Leute hatten beschloffen, am Sonntag zur Kirche zu fahren, und um zur Zeit hinzugelangen, mußten sie im Morgengrauen fort und daher zeitig zu Bett. Nach dem Abendbrot nahm der Bauer Maja vor und achtete weder auf ihre Antworten, noch auf ihr Schweigen — denn nun sollte die Sache ein Ende haben!

„Du sollst morgen mit zur Kirche kommen,“ sagte er fest. „Und dann sollst Du mir zum Pfarrer folgen, damit er Dich verhören kann.“

Sie begann am ganzen Leibe zu beben und schloß die Augen.

„Ja, das hilft nichts, fuhr er fort. „Du sollst sagen, wer der Vater des Kindes ist, mit dem du gehst. Das mußt Du doch wissen.“

Hierauf ging er zu Bett, und es dauerte nicht lange, bis das Gesinde dasselbe that; aber Niemand achtete darauf, ob Maja drinnen oder draußen war — sie konnte ja thun, was sie wollte!

Und das that sie. Im Dunkel der Nacht schlich sie sich von dem Orte fort, hinaus über Berge und Sümpfe, so weit sie zu kommen vermochte. Dann versteckte sie sich hinter einen Felsblock und sank in all' ihrem Glend hin. Das Zittern, das sie bei der Drohung des Bauern überfallen hatte, nahm mit jedem Augenblick zu und wurde immer schmerzhafter. Schließlich raste die Pein in ihrem Körper, so daß sie das Bewußtsein dafür verlor, wo sie sich befand.

Da glaubte sie plötzlich, den Herrgott gerade vor sich stehen zu sehen mit einer drohenden Ruthe in der Hand — gerade so, wie sie ihn sich in der Kindheit gedacht hatte; und er gebot ihr, im Schmerze auszuharren, denn das wäre sein Wille!

Und da wurde sie stark, und sie gab nicht einen

Ruck von sich, bevor sie eine erleichternde Klage ausstieß, mit der aller Schmerz verschwand. Darauf schloß sie die Augen und versank in eine tiefe Ruhe und erwachte erst, als der Tag zu Ende ging, darüber, daß eine Hand über ihre Stirn hinstrich.

Eine alte Frau stand über sie gebeugt und starrte sie mit kleinen funkelnden Augen an. Sie verriethen nicht viel Mitgefühl, aber es leuchtete etwas Entschlossenes aus ihnen hervor. Es war eine Finnin. Sie hatte ihre Erdhütte in der Nähe, und that, als wenn sie bereit wäre, ihr zu helfen; aber sie war nicht, was man feinsüßlich nennt.

Das konnte Maja aber ganz gleich sein.

Indessen sorgte die Finnin für sie, so gut sie konnte, und als einige Tage vergangen waren, wanderte Maja wieder in die trostlose Wüste hinaus, aus der sie hergekommen war.

In der kurzen Zeit, die verflossen war, seit sie in der Finnentkirche mit ihrem Schatz gefesselt hatte und die ganze Welt vergessen, und bis zu der fürchterlichen Nacht, in der sie auf dem Steinhause auf dem Hochgebirge lag und ihr todtet Kind gebar, war sie so alt geworden, daß sie sich schämte, ihr richtiges Alter zu sagen, und sie gab sich um mehrere Jahre älter aus, als sie war. Auch hatten sie die Leute ja hauptsächlich deshalb, weil sie so jung war, ausgeschämt — daher mußte sie versuchen, ob sie sich davon freiliegen konnte.

Aber die Lüge half ihr nicht. Von einer mußte sie zur anderen ihre Zuflucht nehmen und schließlich fand sie sich in ihnen selbst nicht mehr zurecht, sie wurden zu Fallen, in denen sie sich selbst fing. Nur in Einem blieb sie standhaft: sie nannte niemals den Burschen, wie oft sie auch ausgefragt und verhört wurde. Aber es war unsagbar, wieviel Trost und Hilfe sie davon hatte, dies Bewußtsein bei sich im Stillen zu haben.

Wenn sie Lust dazu hatte, konnte sie sich mit ihm zusammendenken. Sie konnte sich an die dunkle Marienkapelle in der Finnentkirche hin versetzen und ihn „mein Schatz“ sagen hören, und damit war sie ja aus dem ganzen Elend heraus!

* * *

Fünf Jahre waren verflossen, und noch ging Maja von Dienst zu Dienst; ebenso elend gekleidet und schlecht ernährt, wie früher.

Sie konnte die Gegend nicht recht verlassen, in der der Bursche wohnte, und ohne daß er oder ein anderer Mensch es ahnte, behielt sie ihn im Auge; aber sie kam nie in seine Nähe und sie sah ihn niemals. Sie war endlich ihres Lebens überdrüssig geworden. Sie hatte einen schwächlichen Körper und hatte zu nichts Lust; Niemand mochte sie leiden und auch sie machte sich aus Niemand etwas — ein solches Leben hatte keinen Zweck.

Da kam nach einem Winter mit brütendem Dunkel und Nebel endlich das erlösende Licht wieder. Aber je mehr es zunahm, desto heftiger wurde der Sturm, und es war, als wenn er vor Erbitterung schwoh. Fast nichts blieb auf seinem Plage, weder zu Lande noch zur See, und die Leute legten unablässig ihr Leben ein, um ihren Beruf auszufüllen zu können.

So kam jene Februarnacht einundachtzigst heran, da ein Orkan über Nordland und Finnmarken mit einer solchen Wildheit hereinbrach, daß man sich seit Jahrhunderten nicht auf etwas Ähnliches besinnen konnte.

Er verheerte die ganze Küste, und wo er in die Fjorde eindrang, sprengte er Alles, was Menschenhände zusammengefügt hatten. Ueberall schwebte man in Lebensgefahr, und das Volk zog flüchtend zwischen den einstürzenden Behausungen umher. Eine Kirche wurde von ihrem Fundament emporgehoben, wie der Deckel von einer Schachtel, und schief auf eine Seite hingestellt, eine andere Kirche wurde ganz fortgerissen, so daß kein Splittchen von ihr dableib, und von einer dritten wurde die Thürmspitze davongetragen, auf eine unbewohnte Insel hin, drei Meilen weit davon.

Unglück und Verwirrung herrschten überall, vom äußersten Strande bis zum untersten Fjordwinkel, und die Leute bildeten eine Gemeinschaft, was nur verschleht, wo Alle von demselben Schicksal getroffen

werden: der Eine erkundigte sich bei dem Anderen, und die Neugier wurde schnell zu einem Drange des Mitgefühls entwickelt.

In Skjöllefjord, bei Klaus Paalsen auf dem Dedhof, sah es nicht besser aus, als anderwärts. Das Dach war fortgeblasen, die Balkenwände auseinander gerissen, und nur mit Noth war das Vieh gerettet worden. Während zweier Tage konnte man keinen Ausweg suchen oder finden, jeder mußte auf sich selbst Acht geben; als aber der Sturm etwas in seiner Wildheit nachgelassen hatte, so daß man wieder festen Fuß fassen konnte, bekam Klaus bald die Gewißheit, daß sein Hof nicht mehr bewohnbar wäre.

So faßte er denn den Beschluß, mit seiner Familie fortzuziehen und Unterkunft zu suchen, wo sie sie finden konnten. Am nächsten kam es ihrem Wunsch, dem Dedhof für immer den Rücken zu kehren, und er sprach mit seiner Familie darüber. Er war noch ein Mann von kräftigem Alter, seine Frau war einige Jahre jünger als er, und seine drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, waren erwachsene und arbeitsfähige Menschen. Da konnte man wohl etwas Neues anfangen. Er konnte Alles, was er besaß, zu Geld machen und nach Amerika gehen.

Darin stimmten ihm Alle bei, ausgenommen der älteste Sohn. Simon liebte sein düsteres Kinderheim, in dem er während des ganzen Jahres mit der Natur ringen mußte. Aber der Vater war ein strenger Mann, der keinen Widerspruch duldete; darum biß der Sohn die Unlust in sich.

Simon war, als er bei der Finnentkirche saß und mit dem Mädchen scherzte, noch ein sehr froher Bursche; wie aber die Jahre vergingen, war er düster und ernst geworden, und da er ebensowenig Widerspruch vertragen wie der Vater, kamen sie nicht selten miteinander in Uneinigkeit. Er gab dann seine Meinung durch Schweigen zu erkennen, und das begriff der Vater sehr wohl. Aber das galt ihm gleich. Der Bursche war ein tüchtiger Arbeiter, und er besaß Energie genug, um seine Sache gleich gut zu machen, ob er Lust dazu hatte oder nicht.

Nachdem nun Klaus Paalsen mit seiner Familie den Skjöllefjord verlassen hatte, vergingen ein paar Wochen, in denen das Wetter gleich schlecht blieb. Es war ständig entweder zunehmender oder abnehmender Sturm, und die See kam niemals zur Ruhe. Endlich kam es jedoch so weit, daß Klaus mit seinen beiden Söhnen wieder zum Dedhof hinziehen konnten, um eine Uebersicht zu gewinnen über den Umfang des Unglücks und einiges nothwendige Hausgeräth hervorzufischen, um es zu ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte mitzunehmen.

Es wurde ein niederstimmernder Anblick für sie. Jeder nahm es in seiner Weise auf, aber den Verlust hatten sie Alle zu tragen. Sie sahen schnell ein, daß durch den Verkauf der zersprengten Gebäude nicht viel zu gewinnen wäre, und der Boden war nicht viel werth.

Klaus setzte sich daneben hin und überließ sich zornigem Schweigen — das war so seine Art im Unglück.

„Ich will Dir einen Rath geben, Vater,“ sagte Simon; „überlaß mir den Hof, und ziehe Du nach Amerika.“

„Wenn ich nach Amerika gehe, gehst Du mit,“ erwiderte der Vater, und es sahe beinahe aus, als wollte er den Sohn auffressen.

Es wurde nicht mehr darüber gesprochen. Das Hausgeräth wurde hervorgefischt und der Reiche nach aufgestellt, und es wurde reparirt, was sich repariren ließ.

„Es sind Menschen hier gewesen, seit wir fortgezogen,“ sagte der jüngste Sohn, und zeigte auf eine Stelle hin, wo einige Holzscheite und ein paar verbrannte Kartoffeln lagen.

Während dessen war ein alter Finne herzugekommen, der ein Stück tiefer im Fjord wohnte und mit den Postleuten gut bekannt war. Er konnte ihnen sogleich Bescheid geben.

Das wäre ein armes Mädchen, das über die Berge herabgekommen wäre und sich hier auf dem Hofe aufgehhalten hätte. Er hätte sie zwei bis drei

Mal gesehen, aber sie hätte jedes Zusammentreffen verniedert. Als er dann vor einigen Tagen hörte, daß die Leute auf dem Hof zurückwartet würden, läte er sie gewarnt, und da wäre sie weggegangen.

Der Vater und der jüngste Sohn meinten, daß sie sich wohl etwas herausgefucht hätte, was sie brauchen könnte, und damit weggegangen wäre; aber Simon unterbrach sie und fragte: was das für ein Mädchen wäre, das sich so allein in der Welt umhertrieb?

Der Finne antwortete, was er wüßte, hätte er von seiner Schwester. Sie hätte sich vor einigen Jahren des Mädchens angenommen. Sie hätte sie hinter einem Steinblock gefunden, wo sie ohnmächtig mit einem todtgeborenen Kinde lag. Die Arme! Sie war damals wohl nur eine Dirne von sechzehn bis siebzehn Jahren.

Klaus Paalsen stieß ein Schimpfwort über sie aus und gab dann den Söhnen einen Wink, mit der Arbeit fortzufahren.

Aber Simon stand da, als wäre er plötzlich gelähmt.

„Wie hieß das Mädchen?“ fragte er, so daß es kaum zu hören war.

„Sie hieß wohl Maja!“ erwiderte der Finne. „Was fehlt Dir, Junge?“ sagte der Vater.

Hierauf bekam er keine Antwort. Aber Simon legte mit einer Kraft Hand an, daß es den Anschein hatte, als wollte er sich an Allem rächen, was er anrührte.

Vor dem nächsten Morgen waren sie jedoch nicht fertig zum Fortziehen, und dann lernten sie denn vernichteten Heim abermals mit sorgenvollem Sinn den Rücken. Aber es lag Bitterkeit in der Trauer, und sie sahen unwilligen Sinnes zurück. Es war fast, als wenn die Ruinen ein falsches Herz in sich bargen, das sie betrogen hatte. Selbst Simon fühlte sich nicht mehr von seinen Kindergedanken dorthin hingezogen. Ein anderer Gedanke war in ihm emporgestiegen, der mehr und mehr sich zu einem Schreckbild verüsterte, und, von diesem bedroht, wollte er niemals den Dedhof oder den Skjöllefjord wiedersehen. Seine Wege konnte es nun immer nach Amerika hinübergehen — je weiter fort, desto besser!

Niemals hatte Simon ein Boot so gerudert. Jeder Ruderschlag war, als gälte es das Leben.

Und als sich endlich am Strande die dunkeln Säulen der Finnentkirche zeigten und die Sonnenstrahlen sich zwischen sie hineinflochten, da tauchte eine Erinnerung in ihm auf und machte ihn so weich, daß er am liebsten hätte weinen mögen. Aber er kniff die Augenlider fest zu — er wollte weder die Finnentkirche noch etwas Anderes sehen.

„Was liegt denn dort?“ störte der jüngste Bruder ihn auf und hielt die Ruder an. „Ist das ein Frauenzimmer?“

Ein heißer Strom durchfuhr Simon und er blickte auf.

„Das mag sein, wer will,“ wies der Vater ihn ab und begann wieder zu rudern.

Aber Simon war ein Gedanke gekommen, was es sein könnte. „Vater,“ sagte er, und seine Stimme bebte ein wenig. „Du mußt mich hier an's Land setzen.“

„Hier bei der Finnentkirche?“ fragte der Vater, und sah verwundert nach ihm hin. Aber auf dem Gesicht des Sohnes stand eine Schrift, die es Klaus Paalsen nicht schwer fiel zu deuten. Das war der rechtshaberische Eigensinn, der sein eigenes Gemüth erfüllte. Gleichwohl konnte er sich nicht so mit dem ersten Wort von einem Jungen bezwingen lassen. „Ich meine, Du bist verrückt!“ fügte er hinzu und ruderte weiter.

„Du magst thun, was Du willst,“ erwiderte der Bursche, und seine Augen bligten dem Vater entgegen. „Aber an der ersten Stelle, wo wir an's Land anlegen, nehme ich ein Boot und rudere hierher — und Du siehst mich nicht mehr wieder.“

Klaus sah den Sohn abermals prüfend an. „Willst Du mit dem Frauenzimmer dort Scherz treiben?“ fragte er. „Du hast Dich, wie ich mich besinne, schon früher einmal mit solch' Einer hier bei der Finnentkirche abgegeben.“

Der Bursche hatte sich im Boot aufgerichtet und stand fast auf dem Sprung. Er war treibeblig

